

Die „Volkswacht“
erschlägt täglich Nachrichten außer
Sonntag und ist durch die
Spezialdruckerei, Neue Wapenstraße 4/5
nach die Post und
durch Colporture zu beziehen.
Preis vierteljährlich 1 Mk. 2.50,
pro Woche 20 Pf.
Verlagsanstalt Nr. 7115.

Volkswacht

für Schlesien, Posen und die Nachbargebiete.
Organ für die werktätige Bevölkerung.
Mit der illustrierten Beilage „Die Neue Welt“.

Nr. 46.

Montag, den 24. Februar 1896.

Das Aschenbrödel.

Die Schule ist das Aschenbrödel im Staate, sagte einst der berühmte Pädagoge Dieckerweg. Und sie wird es namentlich in Preußen, noch lange bleiben. Dort giebt man sich alle Mühe, die Wahrheit des Dieckerwegischen Spruchs zu erhärten. Das neue Lehr-Befolgungsgesetz soll die Lehrer noch abhängiger von ihren Vorgesetzten machen, als bisher schon waren. Die sprichwörtliche Milder des preussischen Lehrertums erhält dadurch eine neue Bedeutung.

In Preußen gab es nach einer vor fünf Jahren aufgenommenen Statistik 34.742 öffentliche Volksschulen mit 76.167 Lehrkräften und 4.916.476 Schülern. Die Kosten beliefen sich auf etwa 146 Millionen Mark, von denen 82 Millionen auf das Land und 64 Millionen auf die Städte entfielen. Davon wurden 46 Millionen aus Staatsfonds entnommen, 98 Millionen wurden durch Leistungen der Bezugsgebiete und 1.878.983 Mark durch Schulgeld aufgebracht.

Das Land wird insofern bevorzugt, als bei den Zuwendungen „bezüglich allgemeiner Gleichrichtung der Volksschulen“ auf örtliche Verhältnisse, Lebensmittelpreise u. s. w. keine Rücksicht genommen wird. Dazu kommen noch andere Bevorzugungen und diese sollen in dem neuen Befolgungsgesetz bedeutend erhöht werden. Hier nimmt das Gesetz einen agrarischen Charakter an, daß man fast glauben könnte, man habe es mit einem jener „kleinen Mittel“ zu thun, mit denen Herr von Marschall der nothleidenden Landwirtschaft zu Hilfe kommen will. Aber dies soll auf Kosten der Städte geschehen und darum hat auch der unlängst zu Berlin stattgehabte Städtetag einen Protest gegen diese Begünstigungen, die namentlich den östlichen Provinzen zu Gute kommen sollen, erlassen.

Doch abgesehen von diesem agrarischen Zuge sind es namentlich die Bestimmungen über die Alterszulagen, welche die schwersten Bedenken hervorrufen müssen und die in ihrer Widerstand mit den einfachsten Anforderungen unserer Zeit stehen.

Der Lehrerberuf ist ebenso wichtig als mühevoll und aufreibend. Daß es für die Lehrer Dienstalterszulagen giebt, ist nicht mehr als billig, und es ist nur zu bedauern, daß sie so niedrig sind. Und nun sollen diese Alterszulagen nicht gewährt werden als ein berechtigter Anspruch der Lehrer, sondern es soll von dem Ermessen der vorgesetzten Behörde abhängen, ob die Alterszulagen gegeben werden. Der Lehrer muß, wenn er sie erlangen will, sich die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten in dienstlicher und außerdienstlicher Führung erworben haben.

Man traut seinen Augen kaum, wenn man diese Dinge liest. Wir schreiben doch 1896!

Das jetzt bestehende Disciplinarrecht zwingt den Lehrer ohnehin, sich vor den Vorgesetzten zu ducken. Aber das genügt dem herrschenden System nicht. Es soll jede Möglichkeit anstehen, daß solch ein Lehrer einmal „widerpenstig“ werden kann. Und darum wird der Brotkorb der Alterszulagen

höher gehängt, und soll so hoch gehängt werden können, daß er unerreichbar wird.

Da tritt wieder der Herr Pfarrer in seine alten Rechte befugnisse ein. Ohne sein Wohlgefallen kann der Lehrer die Alterszulage nicht bekommen; also muß er in und außer dem Dienst so leben, wie es dem Herrn Pfarrer gefällt. Er muß je nach dem erhabenen Vorhabe des Seelenhirten der katholisch-orthodoxen oder liberalen Richtung angehören. Und wenn die Person des Herrn Pfarrers wechselt, so muß wenn der neue Herr Pfarrer andere Anschauungen hat, auch der Lehrer die seinigen wechseln. Ist der Herr Pfarrer ein lustiger Kumpan, so muß es der Lehrer auch sein, und läuft dabei Gefahr, von einem weniger lustigen Nachfolger im Pfarramt als ein „Kind der Stunde“ betrachtet zu werden. Der Herr Pfarrer wird seine besonderen Ansichten über den Unterricht aussprechen und der Lehrer wird danach zu unterrichten haben, wenn seine eigenen Ansichten auch ganz andere sind und wenn er die Forderungen des Seelenhirten für verwerflich hält. Kurzum, aus diesem Verhältnis werden die schönsten Blüten der Heuchelei, der Kriecherei und Streberei emporzusprossen, denn ein armer Lehrer ist auf die Alterszulage angewiesen und hat in tausend Fällen dann nur die Wahl, seine Gefinnung zu verleugnen oder sich mit seiner Familie Entbehrungen aufzuerlegen, die kaum zu ertragen sind.

Und der Unterricht selbst? Der Lehrer kann den besten und redlichsten Willen haben, seine Pflegekinder mit etwas Bildung für den Kampf um's Dasein auszustatten; wenn der Pfarrer den bekannten Grundsatz vertritt, daß in den modernen Schulen „zu viel“ gelehrt und gelernt werde, so muß sich der Lehrer danach einrichten und das Wissen seiner Schüler möglichst verkümmern. Der ganze Unterricht muß unter diesem Verhältnisse leiden.

Wenn man sich an die Zeiten des Kulturkampfes erinnert — welche Phrasen wurden damals geleistet von der ertrocknenen Entwicklung der preussischen Schule! Es war das die Zeit des „großen“ Falls, da die Nationalliberalen in ihrem Freudentaumel thaten, als würde die Schule binnen Kurzem von allem päpstlichen Einfluß befreit sein. Sie verkanteten ganz und gar das Naturell des preussischen Staates, welcher seinem Klaffengefüge angemessen Junker und Pfaffen gar nicht entbehren kann, wenn er in seiner gegenwärtigen Gestalt bestehen will. Man jubelte ganz umsonst, denn Fall besaß absolut nicht die Energie, um die Schule von den geistlichen Einflüssen zu befreien, und das Bismarck dies im Ernste anstrebte, dies konnten nur nationalliberale Dusekköpfe glauben. Heute sieht man ganz genau, wie in den regierenden Kreisen die Schul in ihrem Verhältnis zur Kirche aufgefaßt wird. Der preussische Ministerpräsident, Fürst Hohenlohe, war zwar auch „Kulturkämpfer“ in Bayern, aber nun deutet er mit seinem Namen ein Lehrerbefolgungsgesetz, das solche Bestimmungen enthält. Es geht eben überall mit Macht rückwärts.

Von den Regierungen wird bei jeder Gelegenheit betont, daß der Richter unabhängig sein müsse. Obwohl wir unter wirklicher Unabhängigkeit jedenfalls etwas Anderes

verstehen, wollen wir dennoch den Begriff nicht verlassen, wie er ist, und fragen: Wann der Richter unabhängig sein soll, warum dann nicht auch der Lehrer unabhängig sein? Des ihm vorgezeichneten Pfandes? Der Lehrer ist ohnehin schon mit seinen Pflichten unabhängig durch gegen abgegrenzten Gebieten zu bewegen; warum soll er von den etwaigen Lannern und Eigenschaftlichen von Vorgesetzten abhängig sein?

Der Lehrer hat, wie ein freies Mitglied der Nation Rechte bemerkt, nicht nur zu unterrichten, sondern auch zu erziehen. Und das kann er nicht, wenn ihm das Damoklesschwert der Unzufriedenheit eines anderen Vorgesetzten schwebt.

Die reactionäre Stimmung, die in den Volksschulen eingebracht ist, geht schon darüber hinaus, wie er sich bei akademischen Gebieten; man will die Disziplinierung gegen die Privatdozenten zu Stande bringen, um auch in den nichtlehrenden Bestimmung vorzuzugreifen zu können.

Die aus dem Centrum und den Conservativen im preussischen Abgeordnetentage für die Volksschulen ohne Mitleid dem Lehrer den Vortritt überlassen, diese beiden reactionären Parteien haben ein Ziel, das, daß der kirchliche Einfluß möglichst gehindert und der weltliche ein möglichst durch alle Kanäle Wissen bereitet werde. Mit diesem Ziel haben sie die allseitige Ausbildung der Gewerbetreibenden beabsichtigt, mit dem all einen lähmenden Einfluß gegen eine weitere und hehrliche Ausgestaltung unserer Volksschulen zu machen.

Dieses Cartell ist vielleicht noch schlimmer als das Cartell von 1887, denn jetzt sind die Lehrer nicht mehr im Mittelalter zurück. Aber der Gegenstand wird nicht bleiben. Die Herren drehen am Rade der Zeit, die sich rückwärts und das Rad wird ihren Schritten nachziehen und sie unfaßt zur Seite schwenken.

Politische Kundschau.

Berlin, den 23. Februar.

Aus dem Reichstage. Demnach sind die heutigen Verhandlungen über die heutige Sitzung. Die kurze Tagesordnung hat bald erledigt. Am meisten aufgeschossen wurde die Petition, die den Wirtsch und Handelsnach zu ihren Interessen vorgelesen hat. Herr Barth und Herr von Stöcker haben sie zurück. Auch die Wahlprüfungen haben keinen Erfolg zu erzielen, da diejenigen Fälle, die zu Erörterung Gegenstand waren, auf Antrag des Centrums zurückgestellt wurden. So war die große Medekamp nur bei der Besprechung der nächsten Sitzung zu erwarten. Hatten die Junker und Industriellen noch angekündigt, daß sie sich mit Händen und Füßen gegen den Wahlrecht die tägliche Pause vor der zweiten Sitzung der Reichstagversammlung wehren würden und war die Einle des Reichstages erschlossen, die geschäftsordnungsmäßigen Mittel anzuwenden, um die Verhinderung zu verhindern. Schon sind die Reichstagsmitglieder zum Tribunal, um Herrn von Stöcker zu erwidern, wenn es gegen den

gramm eingesehen. Es ist ein Wahler von Stöcker, der in spielen: „An der schönen, blauen Donau.“

Die Frau nicht ihm freundlich zu und sagte: „Me Seume hat gesagt, daß die Menschen haben keine Lieder, daß dieser Seume nicht auch ein „Buch der Lieder“ geschrieben.“

„Das war keine“, sagte Chrylander, „schließen es bemerken.“

„Keine? Der Name ist mir ganz unbekannt.“

„Und doch werden seine Lieder sehr viel gelesen und auf allen Wegen und Etappen gesungen. Kennen Sie die „Loreley“ nicht?“

„Herr Toifer, ich kenne sie, aber ich weiß nicht, was Sie mir das nicht gesagt? Das schönste Buch, das Sie das Buch mit, wir werden keine lesen.“

„Wie Sie befehlen“, sagte Chrylander, „sagte er, daß an seiner Virginiatacharr.“

„Wie Sie befehlen. Wo wenn Sie die etwas hübschen Lieder. Was ist Ihnen denn passiert, daß Sie heute so ungenießbar sind? Warum bilden Sie immer noch die andere Seite des Parkes? Was interessiert Sie denn dort?“

Toifer gab keine Antwort.

„Herr Toifer“, sagte die Frau fort, und auf ihre Stimme zeigte sich eine kleine Falte, ich habe mir gestern ein Buch aus der Bibliothek geliehen, das ich, wie ich zu Paris“, von Hans Hopfen. Die Geschichte hat mich gar nicht angeprochen; viel zu grell und ungeschmackvoll. Was halten Sie davon?“

„Der Autor hat nach dem Leben geschrieben.“

„Ich mag so etwas nicht lesen“, sagte die Frau. „Ich verlange von der Poesie etwas mehr als Schilderung der blanken, traurigen Wirklichkeit. Die Erzählungen müssen haben, wenn ich etwas lese.“

„Hopfen hat auch Gedichte geschrieben“, sagte die

Die „Gesellschaft“ von Hingen.

Eine Geschichte aus der Kleinstadt von Nicolaus Krauß.
Nachdruck verboten.

„Jetzt ganz ausgezeichnet, Herr von Chrylander. Sie sehen ja, an Rutzgäßen ist kein Mangel mehr. In den ersten Tagen war es freilich sehr langweilig. Die Häuser haben alle aus wie große Säuge. Morgens kein Mensch am Brunnen, Nachmittags keine Seele auf der Promenade. Ich hatte schon die Absicht, wieder nach Wien zu fahren. Es ist wahr, es giebt nur a Kaiserstadt, es giebt nur a Wien.“

„Frau Neumayer haben Recht. Wien ist einzig in seiner Art.“

„Sie waren in Wien?“

„Einige Jahre. Ich und Freund Toifer wohnten in dem Hause Ihres Herrn Gemahls; freilich war das zu einer Zeit, als Sie noch nicht das süße Joch der Ehe auf sich genommen.“

„Süßes Joch? Das Joch wiegt drei Centner. Ich danke.“

Chrylander machte ein Gesicht, als hätte man ihm einen Kibel kalten Wassers über den Kopf gegossen. Toifer verzog keine Miene.

„Wie geht es dem Herrn Gemahl in Marienbad?“

fragte er, seinem Freunde zu Hilfe kommend.

Die Frau lachte, als sollte sie einen Lachkrampf bekommen.

„Der kämpft wie ein Türke. Wo habe ich nur den Fie? Habe ihn richtig zu Hause liegen lassen. Aber das macht nichts, ich kenne ihn ja auswendig.“

„Liebes Herz!

Wenn das so fortgeht, verhungere ich noch. Mein Doctor ist ein Tyrann. Ich darf des Tages nur einmal

Wasser trinken und herumlaufen. Ich bin schon auf allen Bergen herumgetrotelt und kenne die Umgebung so gut wie meine Backstube. Es ist nicht mehr auszuhalten. Meine Füße thun mir wehe. Ein Paar Stiefel sind schon durch. O Gott, wann nur diese Cur schon vorüber wäre. Wie geht es Dir, mein Mäuschen? Schick mir Geld und besuche bald

Deinen Dich ewig liebenden
Cajetan Neumayer.“

Die Musik begann zu spielen, vor dem Pavillon sammelte sich ein Menschenhaufen. Das Gespräch wurde abgebrochen. Die junge Frau begann mit ihren kleinen Füßen Bewegungen zu machen, als wollte sie zum Tange anheben.

„Ach, das ist Strauß, was sie da spielen“, begann sie wieder.

„Ich meine, es ist Lanner“, ließ sich Chrylander vernehmen.

„Nein, es ist ganz gewiß Strauß, nicht wahr, Herr Toifer.“

„Ich bedauere, ich bin kein Musikkenner, ja nicht einmal Musikliebhaber.“

„Was? Sie lieben die Musik nicht?“ rief die kleine, lebhaft Frau. „Nur böse Menschen haben keine Lieder, sagt Schiller.“

„Sagt Seume, gnädige Frau.“

„Seume? Also Seume. Auch recht. Jemand sagt es, das weiß ich. Und was sagen Sie dazu?“

„Das mag Alles recht und wahr sein. Wer aber nur einige Jahre in einer großen Stadt gelebt hat, dem haben die Caoterpauler und Viertelmannen alle Lieder für die Musik gründlich ausgezerrt.“

„Nun, so ein italienisches „Werkel“ spielt doch auch Langerhaare. Richtig wahr, Herr von Chrylander?“ Der reihen einber.

Vorschlag des Präsidenten, die nächste Sitzung Montag, den 2. März anzubereiten, den erwarteten Widerspruch einzulegen würde. Aber dieser Widerspruch erfolgte nicht. Herr von Kardorff hatte sich nämlich verheddelt und war der Meinung, daß Herr von Duol aus Gefälligkeit gegen die Rechte, die Beratung der Judensteuer schon auf den nächsten Montag angefristet habe. Ja, er brückte seinen Nachbarn, Herrn Schulz-Pupis, der sich nicht verheddelt hatte und Widerspruch einlegen wollte, mit sanfter Gewalt auf seinen Sessel nieder. Dieser Herr von Kardorff über seinen Irrthum aufgeklärt war, hatte der Präsident die Sitzung bereits geschlossen, und die bezweifelten Gelehrten des ehemaligen Landrathes weckten nur die schallende Heiterkeit der Stafen. So hat das Haus denn mit Ausnahme seiner Commissionen acht Tage Ferien.

— Die Berliner Anarchisten haben in der Bewegung der Confectionsarbeiter eine sehr scharfe Rolle gespielt und es ist ihnen bekanntlich auch gelungen, in einigen Versammlungen die versammelte Mehrheit der Confectionsarbeiter zur Fortsetzung des Streiks geneigt zu machen. Der „Vorwärts“ schreibt zu dieser Angelegenheit:

Unsere Leser sind gewiß erstaunt über das eigenartige Resultat, das die Versammlungen geseztigt haben. In weiten Kreisen war die Ansicht verbreitet, daß unter den gegebenen Verhältnissen der Vergleich, der zu Stande gebracht war, als ein durchaus annehmbarer Abbruch des Ausstandes zu betrachten sei. Aber die Vorbereitungen, die den Umsturz der Stimmung in den Versammlungen vorbereitete, wurden uns nun folgendes berichtet: Als bekannt wurde, daß der gütliche Ausgleich des Kampfes bevorstehe, beschloß die hiesigen Anarchisten mit Hingabe einiger Elemente, die in der Schneiderei- und Färberei- und Zwirnerei zu Hause waren, die den Ausgleich zu verhindern. In einer Konferenz erklärte man zu diesem Zweck eine ganz geistliche Partei. Zunächst sollte in den Versammlungen ein Flugblatt verbreitet werden, das in energischer Weise zur Fortsetzung des Ausstandes aufmuntert. Die Möglichkeit in allen Versammlungen vertheilten Anhänger sollten dann gleich bei Beginn des Referats zum Wort stehen um die Gegenrede unmöglich zu machen. Ferner wurde auch die Versammlung durch Hinarbeit zur Aufhebung bringen. Bei diesem gut ausgeführten Plan ist es erklärlich, daß in einigen Versammlungen die Arbeiter sehr geneigt waren und von jüdischen Darstellungen ausgehend zu einem andern Beschluß gelangen konnten, als man erwartete. In der Wahl der Mittel, die die Ausübung des Vorhabens unterstützen, war man dabei durchaus nicht wählerisch. Die größten Verleumdungen wurden aufgeführt, die Leiter des Streiks der Unterdrückung bezieht, ein Referat bezog sich zu der unglücklichen Angabe, die Commission habe zwei Millionen aus der Schweiz und fünf Millionen aus England erhalten. — also Fortsetzung des Streiks; die Mittel sind da, aus der Stimmung heraus erklärt es sich dann, wenn gestern früh eine Anzahl Streikrufer auf dem Bureau für Geld verlangten, und sich erst beruhigten, als ihnen nachgegeben wurde, welchen unrichtigen Sagen sie zum Vorschein waren. Es ist selbstverständlich, daß nach ruhiger Ueberlegung die Arbeiter und Arbeiterinnen zur Arbeit zurückzukehren werden und ihrer Organisation der Umstellung des Vergleichts annehmen. Wie auch die Durchführung der jetzt juristisch gewordenen Forderungen für eine nächste Sitzung besprochen.

Die Herren Landauer und Genossen mühen sich mit einer unorganisierten und unangenehmsten Mäße zu thun hatten, die ihnen ihr größtes Verhängnis bereiten. Jeder nämlich drückte und gerade aus diesem Grunde keinen Abbruch gegen diese frevelhafte Handlungsmäße ausdrücken.

In wilder Hast soll der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs durchgepeitscht werden, und die Nationalliberalen scheuten jetzt schon über die angeblich von der Commission geplante Verschleppung. Die Eitelkeit der Partei von Bildung und Verstand ist ein Schwerdt. Ueber die Ursache der Verzögerung läßt man in der Wochenchrift „Die Zukunft“, „Brude Männer, die den Wunz des Kaiserreiches von der Source der Poikung erhellt und erwarnt sehen möchten, haben einen jenen Plan entzogen und andere Männer, die seit dreißig Jahren und länger sich mit die Volksgenossen mit Schopenhauer fütterten, haben ihn bereitwillig unterzogen: der Reichstag soll sich beistimmen, damit am zehnten Mai, dem Jubeltage des Frankfurter Friedens, das bürgerliche Gesetzbuch für uns fertig dem Kaiser überreicht werden kann. Solche Forderungen sind im Zeichen der Illusionen des Reichthums zu sehen: solche Erwünschungen sollen das Werk des

wichtigen Werkes bestimmen, das die nächsternste Gelassenheit und die kühlsten Köpfe verlangt.“

— Die „bezahlten Agitatoren“ spielen bei den Gegnern stets eine gewichtige Rolle, wenn sie über die Socialdemokratie räkonniren. Laß die Socialdemokratie ihre Redner nur für Zeitverjämmerung und Auslagen ent-schädigt, ist natürlich auch den Gegnern bekannt, was sie jedoch nicht am Schimpfen auf die „bezahlten Agitatoren“ hindert. Wo diese aber in Wirklichkeit zu finden sind, ergab die Jahresparade des Bundes der Landwirthe, wo festgestellt wurde, daß der Bund 18 Redner als Beamte unterhält, welche im Laufe des Jahres in 770 Versammlungen agitirt haben.

— Herr von Bennigsen und die Juden-Neuerer. Bei der Geschäftsordnungsdebatte im Reichstag am Donnerstag, 2. Abg. Singer hervor, daß Herr von Bennigsen, welcher in erster Reihe für die sofortige Beratung der Judensteuervorlage eintrat, mit seinen persönlichen Interessen an diesem Gesetz hänge. Herr von Bennigsen ver-wahrte sich dagegen, daß er mit Rücksicht auf sein persönliches Interesse an der Judensteuervorlage die alsbaldige Beratung des Gesetzes verlangt hätte. Daß Abg. von Bennigsen bei diesem Gesetz und bei der Steigerung der Judenpreise sehr interessiert ist, ist von ihm selbst nicht in Abrede gestellt worden und kann auch gar nicht in Abrede gestellt werden. Das persönliche Interesse des Herrn von Bennigsen hängt zusammen mit der Judenfabrik Bennigsen. Sie wird als Actiengesellschaft verwaltet und verarbeitete in der Campagne 1894/95 592 880 Centner Rüben. Die Rohjuderproduction dürfte sich in dieser Fabrik also auf etwa 80,000 Centner belaufen. Eine Preissteigerung durch Erhöhung der Ausfuhrprämie um 2,75 Mk. für den Doppelcentner ergibt also für die Judenfabrik Bennigsen aus der Judensteuervorlage einen Reingewinn von 110,000 Mark. Herr v. Bennigsen führt noch an, daß er seiner Zeit für die Reform der Judensteuer und die Aufhebung der Jüdermaterialsteuer entgegen seinem Interesse eingetreten sei. Die Materialsteuer aber war damals von allen Seiten aufgegeben, und die Judeninteressenten stimmten damals mit Ausnahme von nur 27 Conservativen für das Gesetz von 1891, nachdem noch gegen die Regierungsvorlage die Ausfuhrprämien erhöht und für eine längere Zieldauer zugesichert waren. Für diese Erhöhung der Ausfuhrprämien ist damals auch Herr v. Bennigsen eingetreten. Das gerügt zur Kennzeichnung des Führers der Nationalliberalen.

— Die preussische Verfassung scheint dem Provinzialschulcollegium von Brandenburg nicht bekannt zu sein, wenigstens der Theil nicht, welcher von der Gleichheit aller Confessionen spricht. Das Collegium hat eine Verfügung erlassen, die hauptsächlich auf einen Ausschluss der jüdischen Schulkinder von jeder festen Anstellung hinauslauft. Die Verfügung lautet nämlich der „Freil. An.“ zufolge n. A.:

„Die solche Anstellung eines jüdischen Schulters als ordentliches Lehrer an den Gymnasien im Königreich nur zulässig ist, wenn der Bewerber, der die hiesigen Schulen einen nicht unbedeutenden Theil der hiesigen Schulkinder angehört, bei jedem vorliegenden Antrag der entsprechenden Behörden zu einem festen Anstellung am hiesigen Gymnasium die Bedingung ansetzt, dass er nach seiner Anstellung die hiesigen Schulen in einem anderen, als hiesigen Lande nicht mehr als ein Jahr lang als Lehrer zu betheiligen wird.“

Herr selbst Art. 4 der Verfassung ausdrücklich, daß die Gleichheit aller Confessionen, unter Einschluß der von den Gegnern geforderten Bedingungen, für alle dem Verfassungsgesetz zulässig ist; was bestimmt Art. 19 der Verfassung, daß der Gesetz der bürgerlichen und der Staatsbürgerlichen Rechte unabhängig ist von religiöser Bezeugung; was gibt es auch in Sachverhalt vom 3. Juli 1889, das die Gleich-

berechtigung der Confessionen in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Beziehung für alle Bundesstaaten anspricht; — aber das Schulcollegium kümmert sich um solche Kleinigkeiten wie Beschaffung und Vergleichen wenig, folgt dem modernen antisemitischen Zug und schließt jüdische Lehrer von der festen Anstellung aus. Deswegen bleibt die Verfassung doch bestehen — wenigstens auf dem Papier!

— Dem angeblichen Wohlstand der Land-wirtschaft widerspricht das stetige Steigen der staatsbürgerlichen Domänenpachten ganz besonders in Braunschweig und jetzt wieder in Sachsen-Weimar. Hier sind die Rehereinnahmen so erheblich, daß die Civilliste darauf belommen hat und die Regierung hat einen Antrag eingebracht, die Domänenrente, die dort der Civilliste entspricht, zu erhöhen. Dagegen sprach im Landtage sehr energisch unser Genosse Haubert und betonte, daß er angeht die Lage des Volkes im Lande nicht für die Vorlage stimmen könne. Er erkenne an, daß vom großherzoglichen Hause für wohlthätige Zwecke sehr viel Geld verausgabt werde, aber es verhalte sich nicht damit, wenn alle paar Jahre Anträge auf Erhöhung der Rente kommen. Den Arbeitern sage man immer, sie seien glücklich, wenn dieselben nach besserer Entlohnung streben. Sie sollten sich mehr nach der Deche strecken. Im Volke werde die Vorlage mit gemischten Gefühlen aufgenommen werden. Der Staatsminister v. Groß paukte wieder für den Antrag auf der Lommel des Patriotismus.

— Die Wahlrechtsbewegung in Sachsen schwillt noch mit jedem Tage mehr an und der Unmuth gegen die Reactionäre, die mit feberhafter Hast arbeiten, macht sich in allen Kreisen des sächsischen Volkes geltend. So haben eben jetzt hochangesehene conservative Männer in Leipzig unter Führung des Geh. Hofrath Professor Dr. Schömann eine Petition an den König gerichtet, in der es u. A. heißt:

„Eure Majestät Rätche beirathen die Stimmung im Lande falsch, wenn Sie glauben, es handle sich nur um den Widerstand derjenigen gegen den Gesetz-entwurf, welche gerade als die Träger der Unzufriedenheit betrachtet werden sollen. Viele Tausende guter Bürger und wahrer Vaterlandsfreunde mißbilligen diesen Gesetzentwurf, weil er denen, die da haben, giebt, um denen, die da nicht haben, zu nehmen. Wenn dieser Entwurf Gesetz werden sollte, so wird die Zahl der Unzufriedenen nicht vermindert, sondern um viele Tausende vermehrt werden. Die Mehrheit der Staatsbürger wegen ihres geringen Besitzes zu Bürgern dritten Grades zu machen, — ein ewige Minorität zu werden, das kann nur dazu beitragen, künstlich den Klassenkampf zu verschärfen und die Kluft zwischen Reichen und Armen, zwischen Regierenden und Regierten immer weiter zu machen. Es ist gefährlich, der Unzufriedenheit, wenn sie vorhanden ist, den gesammten Weg zu sperren, auf dem sie sich äußern kann, aber es ist für das Vaterland noch viel gefährlicher, die Zahl der Unzufriedenen in's Ungemeine zu vermehren. Die feste Stütze von Thron und Staat erblicken wir in dem zufriedenen Sinn der Bürger, und darum halten wir diesen Gesetzentwurf für einen unheilvollen und verderblichen, einem solchen, der den Unmuth nicht vermindert, sondern fördert wird. Wir halten es daher für unsere staatsbürgerliche Pflicht und glauben, unsere Treue und Ergebenheit gegen Thron und Staat nicht besser betheiligen zu können, als indem wir an Allerhöchster Stelle unsere Bedenken vorbringen.“

Wir haben auch keinen Grund für eine solche Beschränkung der staatsbürgerlichen Rechte vieler Tausender, weil der gesellliche Sinn des sächsischen Volkes keine Verehrung und Treue zum Herrscher haust und keine Liebe zum Vaterlande hervorgeht, um alle Verarmungsversuchenden und socialen Gegenstände in glücklicher Weise auszugleichen. Es liegt kein Grund vor, an diesen Tugenden des sächsischen Volkes zu zweifeln und diejenigen befinden sich im Irrthum, welche dies im. Majestät anders beizutheilen finden.

Wie vor einigen Monaten im Landtag das Haus des obersten Reichsgerichts im Reich die Majestät gewählt wurde, nach der Präsident jenes Gerichts das Wahrspruch: Gerechtig-keit ist die Grundveste der Königsreiche! Diesem Grundfeste aber entspricht der neue Gesetzentwurf nicht. Alle wehrfähigen Staatsangehörigen sind ver-

„Wie heißt das Buch?“ fragte Frau Otto.
„Strenge Liebe.“ Es giebt übrigens noch eine zweite Schickung mit demselben Titel. Der Autor nennt sich Karoline.“
„Wer ist der Mann?“
„Ein Bürger von Ugingen.“ sah Chryander schnell an. „er macht sehr gute Muttermäße. . . Toiser, lupus in fabula.“
„Was können und Engelbert folgten den Blicken des Chryander, welcher nach der Stenografie sah.“
Die Musik hatte aufgehört zu spielen. Auf dem breiten Wege schritten die Menschen in Gruppen alandend einher.
„Die die Gärten sich bilden.“ sponte Frau Kommerer, „als würde hinter jedem Baum ein Brautigam.“
In der Mitte des Weges schritten drei Männer.
„Ungerechtes unheimliches Diktierische, das rechtliche Triebtrieb der Uginger Zeitung.“ lachte Toiser.
„Der Lange in der Mitte mit dem Jüngerbärtigen.“ sah Chryander erklärend das Wort, „ist der Redakteur Constantin.“
„O Gott.“ jammerte die Frau, „der Mann sieht ja nicht wie ein Richter.“
Der Schwächere links, ohne Bart ist der Schneidermeister und rechter Seite. Sehen Sie nur, wie er mit jedem Schritte herumhinkt. Sollte man nicht glauben, er geht heute durch die Kibel?“
„Da tritt Michael, er wird wahrscheinlich Sache haben.“
„Der Mann rechts mit dem braunen Bart und dem weißen Kragen ist Herr Karoline, der Vater der braunen bei Seite II.“

Der Autor des letzten Berichtes:
Wendell Joseph Karoline
Bergstr. 12
Wendell Joseph Karoline
Bergstr. 12

„Der Karoline geht mit jedem Schritte Karoline,“
sagte Chryander. „Aber so ein ich nicht, grüßige Frau.“
Das hat nur Toiser so verstanden, in den ersten Augenblicken sah er zu sagen.
„Ja, spote sie.“ sagte Toiser ernst.
„Ja.“ lachte Frau Kommerer. „Sie spotten nie, das sagen wir Ihnen lange. Sie sprechen mir immer die Wahrheit.“

Die Musik begann wieder zu spielen. Chryander schaute seine Hände, küßte sich mit seinem Engel zurück, und während er zum Himmel emporblinzelte, flüsterte er: „Nurmal um ich nicht. Es ist Regen. Der Engung der Erde auf der Werbung.“
„Blühend und er durch die sein köstliche Stimme der Beirathung aus dem Himmel sprach.“
„Aber was ist dem Engelbert?“ Herr Toiser hingehen? „Aber er steht beim Karoline. Karoline Sie die Dame, mit welcher er spricht, die Frau im braunen Kleide, welche der Karoline Karoline er der Hand hält?“
„Sie hat das Recht bekommen.“ Aber jetzt erkenne ich ja. Es ist die Frau des Herrn Kommerer, dessen Karoline Engelbert unterrichtet.“

„Das ist nicht möglich. Sie sind ja aus wie ein Mädchen.“
„Sie ist nicht die Mutter der Karoline, es ist die zweite Frau.“
„Aj.“ Gutten Augen begannen zu funkeln. „Daher hat er mit gar nicht geglaubt. Er ist in der That eine hübsche Frau.“ sprachte die Karoline in sich hinein. „Wann ich das gar nicht hätte. Jetzt geht er mit mir spazieren. Er nimmt der Karoline in der Hand. Wie er sie umarmt, und wie sie lächelt. Nein, das ist nicht zu entzagen. Karoline Sie mein Herr, das haben Sie mir helfen.“
„Herr Engelbert.“ sah sie ihm fest, „was helfen Sie mir Toiser?“

„Es ist mein Freund, gnädige Frau.“
„Das weiß ich. Aber nicht wahr, er ist etwas Katterhaft?“

„Das kann ich nicht beurtheilen, da ich nie mit ihm darüber spreche.“ entgegnete Michael und erröthete wie ein Mädchen.
Die Frau legte ihre Hand auf Chryanders Arm. Der Arme erröthete noch mehr. Der Frau gollten die Augen fast aus den Höhlen vor geheuchelter Zärtlichkeit, als sie ihn ansah. „Herr Chryander, Sie haben wirklich prachtvolles Haar. Es wird Sie manches Mädchen darum beneiden. Wollen Sie mir einen Gefallen erweisen? Ihre Hand brühte seinen Arm und fuhr juchend herab nach seiner Hand, die, wer weiß warum, ein leises Jütern durchzog.
„Gnädige Frau, ich werde thun — was mir möglich ist. Was Sie befehlen.“
„O, ich will Sie durchaus nicht in Kampf und Tod schicken, Herr Ritter. Ich will nur, daß Sie mich öfter besuchen. Manchmal packt Gineva doch die Langeweile. Aber, wie gesagt, Toiser braucht davon nichts zu wissen. Verstehen Sie mich?“

Währenddem langsam wandelten Toiser und Frau Kommerer auf der Promenade. Engelbert hatte den Karoline bei der Hand genommen, was sich dieser gern gefallen ließ. Wohin sie kamen, blühten ihnen die Leute nach und machten Bemerkingen über die herrlichen, jugendstrogenden Menschen, die für einander geschaffen schienen. Man hielt sie allgemein für Mann und Frau. Und manches tolle Männerherz, und manche klopfende Mädchenbrust durchdrückte der Wunsch, daß doch dieses nicht der Fall sein möge. Toiser und Emilie schickten von den vielen auf sie gerichteten Blicken gar nichts zu merken. Langsam schritten sie dahin, plauderten und lachten.
(Fortsetzung folgt)

pflichtet, des Königs Rod zu tragen und Alle sind bereit, wie das Gesetz es befehlt, ihr Leben und Blut in die Schanze zu schlagen, wenn es gilt, des Vaterlandes Wohlfahrt und Ehre zu schützen. Es giebt keine Befreiung von der Wehrpflicht nach der Größe des Besitzes, und als vor 25 Jahren auf Frankreichs Schlachtfeldern mit dem Blute deutscher Männer der mächtige Bau des deutschen Reiches gestiftet wurde, da haben unter Eurer Majestät glorreicher Führung diejenigen, welchen heute ihre Rechte geschmälert werden sollen, nicht zurückgestanden hinter den Schönen der Reichen. Nach der Gleichheit der höchsten und edelsten Pflicht, der Pflicht, für das Vaterland zu dienen, zu kämpfen und zu sterben, bemesse man aber auch das höchste und edelste Recht, das Recht, die Männer des Vertrauens in die Volkswahlvertretung zu entsenden.

Em Majestät haben einst das hochherzige Wort ausgesprochen, der Hauptschüler der Zeit liege darin, daß man zu viel nach oben blicke und von dort eine Parole erwarde; oben bedürfe man des Rathes auch und sei dankbar dafür. Dieses Wort giebt den Unterzeichnern, welche den verschiedensten Parteien angehören, den Muth, schlicht und gerade, aber in aller Ehrfurcht, wie es Em Majestät Unterthanen genießt, unsere Meinung und unsere Wünsche an den Thron niederzulegen. Em Majestät haben oft und immer wieder gezeigt, daß Ihrem königlichen Herzen alle Staatsbürger, was Standes auch immer sie sind, gleich nahe stehen und Em Majestät werden auch jetzt, des sind wir sicher, nicht wollen, daß nach der Größe zufälligen Besitzes die politische Vertretung der Staatsbürger bemessen werde. Zu Em Majestät bitten: Vertrauen auf, indem wir in tiefer Ehrfurcht bitten: Em Majestät wollen allergnädigst geruhen, diesem Gesetzentwurfe, falls er von Em Majestät Ständen angenommen wird, die königliche Sanction zu verjagen!

Welch' ein Schlag ist diese Sprache von einem Manne wie Sohm, der auf dem Boden der conservativen Weltanschauung steht, für den Klügel der Reaction. Ueber die Gesetzgeber der Gewalten hinweg, auf die kein Vertrauen mehr ist, wendet sich Sohm direct an den König, an den Mann, der als Kronprinz schon für das directe Wahlsystem in Sachsen eingetreten ist. Welcher Triumph für die Socialdemokratie!

Was geschehen soll, wenn das Wahlrecht intact perfect geworden ist, erörtert die „Vpp. Volksztg.“ in folgenden Darlegungen:

„In der Wahlgesetzgebung sanctionirt, so liegt die nächste Aufgabe in diesem Conflict zwischen Macht und Recht, zwischen dem Klügel des Großbesitzes und dem werththätigen Volk, zwischen Rücksicht und Freiheit bei den erwählten Vertretern dieses werththätigen Volkes. An ihnen ist es, den Schritt zu thun, der sich als nothwendig mit logischem Zwange aus den Verhältnissen ergibt.“

„Auf den Schlag der zum Gesetze erhobenen politischen Wechtung der Wählermasse der Gegenschlag der einmüthigen, sofortigen Mandatsniederlegung!“

„Diese Erwartung erfüllt die Zehntausende, die jetzt so wachr für die Freiheit demonstrieren und gefochten haben, dieser Gedanke wird von Unzähligen gebacht, diese Forderung schwebt auf Aller Lippen.“

Ein Parlament, dessen Mehrheit die eigenen Rechte der Volkvertretung zerstört, ein Parlament, das das heutige Wahlrecht kassirt, ein Parlament, das fünfundsiebzig Procent aller Wähler der ohnmächtigen, mehr- und willenslosen dritten Klasse überantwortet, ein Parlament, das den Geldsack zum alleinigen Regulator erhebt, ein Parlament, das ausdrücklich die Socialdemokratie für vogelfrei erklärt, das von Gesetzeswegen die Vertreter der Arbeiterschaft vollständig ausschließt, ein solches Parlament ist nicht die Stätte, wo die Erwählten der Socialdemokratie noch länger weilen dürfen. Grundzüge und Würde der Partei heißen hier raschen und durchgreifenden Entschluß. Unter welchen unerhörten Bedingungen müßten die socialdemokratischen Landtags-Abgeordneten noch in dieser Kammer bleiben? Sicher, nie wieder gewählt zu werden, müßten sie ohnmächtig, ohne Hoffnung auf Zutug, wirkungslos und in der peinlichsten Lage es erleben, wie von Wahlperiode zu Wahlperiode sie der Reihe nach schichtweise abgehoben würden. Nicht der erste, zielichere, eigene Wille wäre es, der dem verkrachten, auf das preussische Dreiklassenwahlrecht herabgekommenen Asteiparlamentarismus kurz und bündig Valet jagte, der mechanische Zwang des neuen Wahlgesezes thäte unter dem Hohnlächer seiner Urheber sein Werk. Auf die Mühle der Gegner lieferte diese Zwangsabdankung in Raten das Wasser. Die wollen ja die schleichende Krise, die langsame, unmerkliche Abdrückung. Die frische Farbe der Entschloßung soll durch die Polak der langsamen Verfaulung angefränkelt, das Volk durch die lange, einschläfernde Frist über das ihm anerkennbare Unrecht hinweggetäuscht werden. Diese Pflichten des Blumchenpatriotismus liegen sinnenfällig klar, und die Socialdemokratie wird ihnen nicht zum Opfer fallen.“

„So denkt, so empfindet die Arbeiterklasse, und sie wird es auch deutlich aussprechen. Wir zweifeln nicht daran, daß auch hier die Vertreter der Arbeiterklasse mit ihr eins sind. Kampfen wollen, kämpfen müssen wir Alle für die Freiheit bis zum letzten Athemzuge. Nicht aber ist die Wahlkraft ein Parlament, das die politische Entrechtung der Masse zu seinem Princip erhebt. Wollen die Herrschenden eine Berwekungs politik, die die Wahlrechtsbewegung langsam verrotten und absterben lassen möchte, so vererbe man den Staatsweisen des Großbürgertums das arge Spiel. An den impotanten Protest der Massen schlicke sich der Protest ihrer Vertreter an! Das arbeitende Volk hat die Mandate gegeben, und den Willen des Volkes vollstrecken die Erwählten. Kein klügelndes Parlamenteln, sondern eine frisch enthalpene That!“

Der Erzbischof von München-Freising schreit über die Kriegs-Erinnerungen weniger enthusiastisch zu rufen: wie manche andere christlich gefasste Leute, er sagt: „Der Anblick des besiegten Feindes, der Anblick der...

tausende von den Edelsten und Besten, die im Kampfe gefallen und als Leichen das Schlachtfeld bedecken, die Erinnerung an die Feuerglut und Schmerzensrufe der Verwundeten, an die Feuersgluth lodender Häuser, an all' die Ruinen, an all' die zertrretenen und zerstampften Fluren, welche das Gefolge des Krieges sind, lassen, so schreibt er in seinem letzten, die Sedanfeier freisenden Postenbriefe, in dem warmfühlenden Christenherzen eine vollständige, ungetrübte Festesfreude nicht recht aufkommen.“ Es giebt eben verschiedenes Christenthum!

Italien.

Dem Kriege nützen, zeigt sich ganz besonders klar bei dem afrikanischen Abenteuer Crispis. Man kann sich jetzt schon an den Fingern abrechnen, was der Krieg kosten wird. Heute schon belaufen sich die Tageskosten nach oberflächlicher Schätzung auf 800,000 bis 1,000,000 Mt. Der Krieg vertheuert sich immer noch mehr durch die ungeheuren Verpflegungsschwierigkeiten in der Felschauhöhe liegt über 12,000 Fuß hoch. Dasselbst ist durchaus nichts zu finden; alle Lebensmittel müssen daher durch Maulthiere hinaufgeschafft werden. Nach den Berichten des Abgeordneten Macola, ministeriellen Glaubens, reicht aber die Zahl der Maulthiere nicht aus, und die unzureichende Zahl wird noch täglich vermindert, weil die Thiere das Klima und die Strapazen nicht vertragen. Die Saumpfade von der Ebene nach dem Plateau sollen umsäumt sein von Maulthier- und Kameleleichen, zu deren Befreiung die von der Natur als Todengräber bestellten Schafale und Hyänen bei Weitem nicht ausreichen. Vertheuert wird der Feldzug auch durch verschiedene Ringe, die ihren Sitz in der Hauptstadt der Samorra, in Neapel, haben, Ringe, die die Preise der Maulthiere, der Conserven, des Getreides u. unerhört in die Höhe schrauben. Die Gerüchte, die hierüber in Umlauf sind, und die auch hochstehende Namen andeuten, lassen sich nicht wiedergeben. Allzuheuer findet man auch die Transportpreise der „Navigazione Italiana“, die allein für einen Soldaten von Neapel bis Massanah 120 Lire rechnet. Der Werkwürdigkeit halber sei noch erwähnt, daß jetzt sich ein Gerücht zu einer, wenn auch noch verschleierte Anklage verdichtet hat. Der in Neapel erscheinende „Pungolo“ bringt nämlich die Anzeige, daß die schoanischen Gewehre von zwei Italienern, von denen einer in Rom, der andere in Lüttich wohnt, in Lüttich befristet und in einer Stärke von 60,000 Stück über Obol' an Menelik abgeliefert worden seien. Das betreffende Blatt stellt weitere Enthüllungen in Aussicht. Während dem armen italienischen Volke nicht nur das Geld abgenommen wird, sondern auch seine Söhne zur Salachbank geführt werden, machen die Capitalisten brillante Geschäfte und preisen den wackeren Cripri, ihren Schutzpatron, der, wie sein deutsches Vorbild, „Millionäre züchtet“.

Aus Afrika kommen immer ungünstigere Nachrichten für die Italiner. Die wenigen Eingeborenen, die es bisher noch mit Barateri hielten, fangen an abzufallen. Menelik — das wird jetzt officiell zugegeben — hat die italienischen Stellungen umgangen; und die italienische Armee ist in Gefahr, abgesehritten zu werden. Die telegraphische Verbindung mit der Küste und aus Italien ist bereits unterbrochen. Wenn nicht ein Winter geschieht, scheint eine schwere Katastrophe unvermeidlich. Die Italiener zählen gegen 30,000 active Truppen — ohne die Eingeborenen, auf die kein Verlaß mehr ist. Das ist eine ziemlich bedeutende Streitmacht, aber sie ist sehr schlecht ausgerüstet. Gegen 10,000 Mann sind als Verstärkung unterwegs, sie können jedoch vor der Entscheidung kaum auf dem Riegelschauplatze eintreffen. Die Crispri-Partei gesteht ein, daß die Lage gefährlich ist; und man glaubt allgemein, die Regierung sei im Besitz weit schlimmerer Nachrichten, als sie veröffentlicht läßt. Und schon beginnt Herr Crispri — in echt Bismarck'scher Weise — die Verantwortlichkeit für die afrikanische Expedition, die sein ureigenes Werk ist, auf andere zu schieben. Das wird ihm freilich nichts nützen; die Wahrheit ist zu bekannt, und eine Niederlage in Afrika wird ihren Rückschlag auf sein System an Italien ausüben.

Frankreich.

Als ein Intermezzo im Panama-Scandal kann der Proceß gegen die „France“ wegen Veröffentlichung der Liste von 104 angeblich bestehenden Deputirten einziger Aufmerksamkeit beanspruchen. Diverse Deputirte, deren Namen auf der Liste figuriren, die sich aber entweder selbst für unschuldig halten oder doch sicher zu sein glauben, daß ihre Verantwortlichkeit nicht bewiesen werden kann, haben gegen die Veröffentlichung der Liste Proceße wegen Verleumdung angestrengt. Als Zeugen wurden in dem ersten dieser Proceße u. A. auch der vielgenannte Arion und der im Gefängniß sitzende frühere Minister Baizant vernommen. Ersterer verweigerte überhaupt die Auskunft, Letzterer erklärte, nicht dazu beitragen zu wollen, daß Andere vom gleichen Schicksal getroffen würden, wie er, d. h. er will die Geheimnisse nicht nennen. So wurde denn bei dem Urtheilspruch am 19. Februar der erste der Kläger, der Deputirte Beauquier, „gerechtfertigt“. Wegen Aufführung seines Namens in der Liste der 104 wurden verurtheilt der Journalist Aubey zu einem Monat, der Redacteur Bonzette zu 14tägigem, der Vicomte Colleville zu 6tägigem, Labon zu einmonatlichem, Pascal zu 14tägigem Gefängniß. Außerdem haben die Angeklagten solidarisch 2000 Francs Schadenersatz an den Deputirten Beauquier zu zahlen. Zweifelslos gehören die Verantwortlichen zur Klasse der Revolver-Journalisten und verdienen keineswegs Mitleid. Andererseits wird man kaum behaupten können, daß die...

eines Deputirten für erwiesen zu erachten, wenn er ein Geständniß gegen die Veröffentlichung der Liste erlangt. Das ist ja ungewein leicht, wenn die Hauptzeugen, die Auffklärung geben könnten, schweigen.

England.

Das Gesetz über den Ausschluß aller von ausländischer Gefängnisarbeit herrührenden Waaren von der Einfuhr nach England, das aus der Mitte des Hauses gebracht worden, soll im Fall der Annahme am 1. August in Kraft treten. Die Zollbehörden werden dadurch ermächtigt, gegen verdächtige Waaren anzuhalten; den Importeuren liegt dann die Beweisführung ob, daß diese Güter nicht von Gefängnisarbeit herrühren. Die Behörden können aber auch, statt einzelne Waaren zurückzuhalten, den Ursprungsnachweis verlangen und sie inzwischen gegen Caution passiren lassen.

Arbeiterbewegung.

An die Holzarbeiter Deutschlands!

Wie Ihr aus der Arbeiterpresse erfahren habt, sind die Arbeiter Berlins Montag, den 17. Februar in den Streik getreten. Unsere Forderungen: 5 1/2 stündige Arbeitszeit pro Woche (Montag und Sonnabend 8 Stunden, die anderen Tage 9 Stunden Maximal-Arbeitszeit), sowie Minimal-Abzuschlagszahlung von 21 Mark pro Woche, sind in den meisten Werkstätten demüthigt. In einer Reihe von Werkstätten, die in ihrer Mehrzahl Specialbranchen angehören, ist die Arbeit eingestellt worden, weil die Forderungen nicht bewilligt wurden. Unter diesen Werkstätten befindet sich auch die Nähmaschinenfabrik von Fricker u. Kopmann. Dort wurde bisher 58 Stunden gearbeitet und noch wurden erzielt von 15-21 Mt. Diese Firma sucht nun, um die berechtigten Forderungen unserer dort beschäftigten Kollegen zu umgehen, in den armen Gegenden Deutschlands (Neustädtel-Schneeberg, Sonneberg u.) durch Anwerben Löhner für ihre Fabrik und giebt an, daß sie als gute Accordarbeiter bis 30 Mark verdienen könnten. Collegen! Haltet den kämpfenden Brüdern nicht in den Rücken, bewahrt die Solidaritätsgesinnung! Ihr erpart Euch dadurch auch vielfache Entlastungen, denn nicht 30 Mark würdet Ihr verdienen, sondern, selbst wenn Ihr Euch nach Wochen eingearbeitet habt, nur wenig mehr als 15 Mark. Durch Verhinderung der Solidarität heißt Ihr uns den Sieg, die Verkürzung der Arbeitszeit, erringen.

Die Crisis-Verwaltung

des deutschen Holzarbeiter-Verbandes. Briefe sind zu richten an E. G. Lohde, Lauterstr. 52, III., oder an das Streikbureau, Sebastianstr. 39. Alle Arbeiterblätter werden um Abdruck gebeten.

Ueber den Stand der Berliner Tischlerbewegung können wir heute wiederum Erfreuliches berichten. Zu den erwählten 697 Werkstätten mit 7496 Arbeitern, wo die Forderungen bewilligt sind, kamen bis Sonnabend Abend hinzu 24 Werkstätten mit 275 Mann, so daß also bis jetzt 7771 Tischler in 721 Werkstätten unter den neuen Bedingungen arbeiten. Mag die Zahl der im Streik stehenden Tischler unter Verdrückung der noch nicht eingetroffenen Meldungen, immerhin noch 900 betragen, so spricht doch das ganze Resultat für den vortheilhaften Lauf der Bewegung. Der Einmüthigkeit und Ausdauer der Tischler Berlins wird es im Bunde mit der Solidarität der auswärtigen Kollegen gelingen, auch in den noch ausstehenden Werkstätten den vollständigen Sieg zu erringen.

An die Lederarbeiter, Weißgerber, Lohgerber, Färber und Verwandschaften aller Länder!

Collegen! Das unterzeichnete Comité zur Einberufung der internationalen Konferenz hat die ersten Vorarbeiten erledigt und einen Aufruf erlassen, worin sämtliche Organisationen ersucht werden, auf der Konferenz vertreten zu sein.

Es haben nun die Kollegen aller in Betracht kommenden Länder, außer den Kollegen in Dänemark und Luxemburg noch kein Lebenszeichen von sich gegeben. Wir eruchen daher die Kollegen aller Länder, die Frage der Besichtigung oder Nichtbesichtigung schleunigst zu beraten, sowie Anträge zur Konferenz spätestens bis zum 1. Mai an uns gelangen zu lassen.

Verwandschaften aller Länder! Jeder Tag zeigt uns, wie notwendig es ist, daß wir uns mehr und mehr nähern, wir müssen Fühlung nehmen und uns in jeder Form zu unterstützen suchen. Weil unsere Interessen überall die gleichen sind, müssen wir sie auch gemeinsam und planmäßig wahren und vertreten.

Das Einberufungscomité hat deshalb als Grundlage zur Konferenz in Vorschlag gebracht:

- 1. Schaffung nationaler Berufsorganisationen.
- 2. Hebung des Reise-Unterstützungswesens.
- 3. Unterstützung in jeder Form bei Streiks.
- 4. Einsetzung eines internationalen Secretariats.

Um nun der Konferenz eine Grundlage für nutzbringende Verhandlung und Anregungen zu geben, möchten wir jede Delegation eines Landes verpflichten, einen schriftlichen Bericht abzufassen und denselben so zeitig als möglich an das Comité einzuliefern.

Diese Berichte müssen möglichst die Zahl der im Lande befindlichen Lederarbeiter aufweisen, ferner die Lebenshaltung und Arbeitsverhältnisse, die Lohnverhältnisse, die Arbeitszeit und Arbeitslosigkeit und den Stand der Organisation.

Ferner legen wir Werth darauf, daß Angaben über die gesetzlichen Bestimmungen gemacht werden, welche die Gründung von Organisationen, Agitation u. s. w. begünstigen oder erschweren.

Wollen wir nach dieser Richtung und gegen das Ausbeutenthum mit seinen Praktiken und Kniffen uns wehren, so müssen wir uns unbedingt persönlich zusammenfinden und aussprechen. Besäumt also nirgends, in keinem Lande, einen Vertreter nach Berlin zu schicken.

Die Konferenz wird am 8. August, Vormittags 9 Uhr, in Berlin (Marienbad), Badstraße 35, abgehalten, also vor dem Congreß der Lederarbeiter Deutschlands, welcher jedenfalls am 10. August stattfindet.

In der zuverlässigen Hoffnung, daß dieser Appell seine Wirkung nicht verfehlen wird, und weil wir wissen, daß Ihr in denselben gedrückten Verhältnissen lebt wie wir, und Ihr uns wie wir einen Feind — den Capitalismus — haben, rufen wir Euch Allen zu: „Auf denn zur ersten internationalen Konferenz der Lederarbeiter in Berlin.“

Mit solidarischen Gruß

Das Comité zur Einberufung der internationalen Lederarbeiter-Konferenz. J. A. R. Arndt, Berlin, Goldbinderstraße 38, IV. Die Arbeiterblätter des In- und Auslandes werden um Abdruck gebeten.

Gänzlichliche Entlassung der Waggonarbeit zu Abas in Ungarn sind am Sonnabend in den Streik wegen Lohn-Differenzen eingetreten. Arbeiterfreundliche Blätter werden um Abdruck ersucht.

Das Loos der slowakischen Arbeiter in den Kohlengruben Schlesiens.

Die nordwestlichen Theile der ungarischen und die östlichen Theile der schlesischen und mährischen Karpathen bewohnt ein slavischer Volksstamm, die Slowaken. Sie sind ein schönes, kräftiges und gesundes, aber sehr armes Volk: ihren Lebensunterhalt suchen sie in der Schaf- und Ziegenzucht. Das langt aber nicht aus für die zumeist zahlreichen Familien. Es giebt aber in ihrer Heimath keine Industrie, und darum müssen die slowakischen Bergbewohner weit in die Fremde wandern, um Arbeit und Brot zu finden. Im Sommer kommen sie in Schaaeren nach Galizien und Rußisch-Polen, wo sie wegen ihrer Anspruchslosigkeit, Nüchternheit, Kraft, Gewandtheit und ihres Fleißes sehr beliebt sind. Im Winter dagegen ziehen sie wieder zu hunderten nach den österreichisch-schlesischen Kohlengruben. Und sie finden auch hier zwar leicht, aber dafür schwere, sehr schwere Arbeit gegen einen kärglichen Lohn.

Betrachten wir nun etwas näher die Zustände, die hier unter ihnen herrschen, und zwar betrachten wir ihr Loos in den Gutmann'schen Werken von Dörfelitz und Poremba. In Poremba z. B. arbeiten jeden Winter mehr als vierzig slowakische Arbeiter. Sie werden hier „Goralen“ (d. h. Bergbewohner) genannt. Sie verrichten hier allerlei Unter- und Obertagarbeiten für einen Lohn von 60 bis 80 Kr. und bis zu 1 fl. täglich, je nach Alter und Leistungskraft. In der Seifengrube in Poremba ist die Arbeit aus physischen und geologischen Rücksichten eine sehr schwierige, weil hier die Flöze fast ausschließlich schief oder senkrecht stehen. In Folge dessen sind die Strecken so beschaffen, daß kein Pferd hineinkann. Hier also müssen die Slowaken roboten. Hier müssen sie eine Arbeit verrichten, von der sie selbst, die kräftigen und arbeitslustigen Bergbewohner, sagen, daß sie für einen Menschen zu schwer ist; „dort muß ein Mensch Lasten ziehen, die kaum zwei Pferde fortbrächten.“

Aber das wäre das Geringsste! Die armen Leute kommen nach den Kohlengruben allein, ihre Familien lassen sie weit in ihrer Heimath, in den Bergen, zurück, und sie leben hier so elend wie nur möglich, um ein paar Kreuzer für ihre Frauen und Kinder zu ersparen. Monatlang nähren sie sich nur mit schlechten Kartoffeln, Bohnen und Kukuruz (Mais). Ihre Kleidung ist eine vollständig unzureichende: Halbziegel zum Schnüren, aus einem Stück weichen, ungegerben Leders, enge, aus grobem, weißem — zwar dickem — aber gar nicht warmem Stoff selbstgefertigte Beinkleider, sogenannte „Krypcie“, ein großes Hemd (oder auch keines), eine kurze Knöpfeljacke und ein kleiner, runder, schwarzer Filzhut. Man kann sehr oft kleine, 14- bis 16-jährige Slowakensburschen in bloßem Hemd herumlaufen sehen. Und erst die Wohnungen! Weil man hier fast keine Privatwohnungen bekommt, wenigstens keine billigen (die Slowaken will Niemand aufnehmen), und weil die Bergverwaltung überzeugt ist, daß die Leute bei dem miserablen Lohn schwer eine Wohnung bekommen und sie die armen Sclaven fast in ihrer Macht haben und, befohrt sie ihnen die Wohnungen. Bei dem Hauptsticht in Laga hat sie eine Kaserne erbaut, wo im Winter in einem Zimmer 30 bis 40 Mann beisammen wohnen. In der Poremba Colonie in Orlau hat sie in zwei Stuben von je 14 Quadratmeter Fläche und 2 1/2 Meter Höhe je 25 Mann untergebracht. Das ist noch nicht das Schöne!

In Poremba hat der Bergverwalter Obergeringieur Mabel im Jahre 1894 bei einem Häusler unweit vom Soffien-Schacht einen Stall gemiethet und ließ dort auf eigene Kosten einen Dachboden machen, ein 20 Quadrat-decimeter großes Fensterchen schlagen und einen Kochofen aufstellen. Und in diese „Wohnung“ quartirte er im Winter 1894 und 1895 25 bis 30 Mann ein! Dieser Stall hat eine Fläche von 13 1/2 Quadratmeter — es wurden also mehrere Pritschen übereinander bis zum Boden hinauf gestellt, und so wohnen die Bedauernswerthen jeden Winter mehrere Monate lang.

Obergeringieur Mabel zahlt für diesen Stall monatlich 4 fl. Miete, den Goralen wurden aber monatlich 50 Kr. für die Wohnung abgezogen, was einen Profit von 125 fl. monatlich bedeutet, den die Werksleitung auf Kosten der Gesundheit der armen Arbeiter einsteckt! Und noch eine Rechnung. Wir haben oben von den Massenquartieren in der Poremba-Colonie in Orlau gesprochen. Ein Häusler bezahlt dort für eine Wohnung, bestehend aus Zimmer, Küche, Vorhaus, Kohlenkammer und kleinem Blumengärtchen 2 fl. 50 Kr. monatlich. Sie ist theuer genug. Fünfundzwanzig Slowaken müssen sich zusammen mit einem Zimmer begnügen und zahlen 50 Kr. per Kopf und Wona — das ist wieder ein Profit für die Grubenleitung von ca. 20 fl. monatlich bei einem einzigen Zimmer!

Im vorigen Sommer erbaute der Häusler in seinem Stall in Poremba einen Käfig für Ziegen und Kaninchen. Die Werksleitung, oder lieber der Ingenieur Mabel, wollte deshalb den Stall nicht wieder mieten, er hatte aber nichts dagegen, daß der Häusler doch wieder zehn Slowaken aufnahm. Es wohnen nun in dem Raume zehn Mann, eine Ziege und einige Kaninchen. Außerdem brachten die Slowaken eine Menge Kartoffeln, Kohle u. s. w. mit, was sie alles in dem Stall aufbewahrten. Sie schliefen dort auf den nackten Brettern, oben auf dem Ziegen- und Kaninchenkäfig (!) oder auf dem bloßen Boden, der aus festgestampfter Erde besteht! Die Thür, welche in den Stall führt, ist höchst mangelhaft und hat zudem gar kein Schloß.

Kein Wunder, daß unter solchen Umständen vor zwei Wochen ein junger, kaum 18 Jahre alter Bursche schwer erkrankte und bald darauf starb. Eine Woche später erkrankte ein zweiter, ein 30-jähriger Mann. Der herbeigebrachte Bruderladenarzt constatirte — Typhus. Er befahl, die Spelunks sofort zu räumen, abzuwepern und zu desinficiren, den kranken Mann nach Teschen in das Allgemeine Krankenhaus abzuführen und die übrigen neun Arbeiter zu delogiren. Er constatirte aber, daß zwei von ihnen bereits krank sind, und obwohl sich nicht feststellen ließ, was ihnen fehle, so befahl er, daß sie isolirt und in ärztliche Behandlung genommen werden.

Was macht nun der Mabel? Er giebt allen neun Arbeitern die Arbeitsbücher, zahlt sie aus und jagt sie ganz einfach davon! Man sind alle neun, davon zwei Kranke — vielleicht tragen sie in sich die Keime einer furchtbaren Typhusepidemie — nach ihrer Heimath zurückgekehrt, wo sie die Krankheit einschleppen. Zwei ihrer Genossen haben sie aber als Opfer des Capitalismus im Massengrabe der Proletarier, im schlesischen Kohlenbecken zurückgelassen.

Jetzt natürlich wird die Geschichte ernst. Außer dem Bruderladenarzte amtshandeln in dem Stall in Poremba eine Gemeindecommission und der Bezirksarzt aus Freistadt. Dem armen Häusler wird mit strengen Strafen gedroht. Die eigentlichen Schuldigen werden wohl auch diesmal frei

ausgehen. Noch eins muß bemerkt werden. Wenn wir von den Schuldigen sprechen, so wollen wir keineswegs die Bruderladenärzte meinen. Bei der Gutmann'schen Bruderlade Orlau-Laga-Poremba sind zwei Ärzte angehehlt, Dr. Franz Tichy und Dr. Oita. Sie sind zwar keine Socialdemokraten, aber Fortschrittler und wirkliche Arbeiterfreunde. Sie wurden auch von Seite der Arbeitervertreter zu Bruderladenärzten erwählt. Angefichts solcher Mißstände aber wie die oben beschriebenen sind sie vollständig ohnmächtig, weil die Gutmann'schen Werksleitungen stets behaupten, daß sie bloß Bruderladenärzte und keine „Werksärzte“ sind, und daß sie daher kein Recht haben, die Arbeiterwerkwohnungen zu besichtigen, sanitäre Maßnahmen vorzunehmen oder dergleichen. Sie haben nur das Recht, zu einem Kranken zu kommen, wenn ihnen die Werksleitung den Krankenzeitel zuschickt. Die ärztliche Besichtigung der Arbeiter vor der Aufnahme ist ihnen auch entzogen. Das besorgen alles die „Werksärzte“ Dr. Mitesch und Dr. Eichenwalb, die von den Arbeitern als Bruderladenärzte abgesetzt wurden.

Auf diese Weise nun können Sachen geschehen wie die beschriebenen, die nicht nur die Bruderlade schädigen, sondern, was schlimmer ist, die Gesundheit und das Leben der ganzen Bevölkerung im höchsten Grade gefährden. Und die Arbeiterschaft selbst hat leider noch nicht die Macht, das Alles zu beseitigen, diesen Mißständen ein Ende zu machen.

Deutscher Reichstag.

(Original-Bericht der „Volkswacht“.)

42. Sitzung vom 22. Februar 1 Uhr.

Das Haus erledigt zunächst auf Grund des vom Referenten Abg. Dr. Hage (natl.) erstatteten Berichtes den Etat der Schutzgebiete von Kamerun und Togo, sowie des südwestafrikanischen Schutzgebietes für das Etatsjahr 1892/93 und die vorläufige Uebersicht für das Etatsjahr 1893/94. Dann die endgültige Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben der Schutzgebiete von Kamerun und Togo, sowie des südwestafrikanischen Schutzgebietes für das Etatsjahr 1893/94 und die vorläufige Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben der sämmtlichen afrikanischen Schutzgebiete für das Etatsjahr 1894/95 ohne Debatte.

Ebenso werden ohne Debatten zwei Rechnungssachen in 2. Berathung erledigt.

Es folgen Wahlprüfungen. Die Wahlen der Abgg. Benoit (freif. Sp.) (3. Wahlkreis im Reg.-Bez. Oöslin), Engels (W.) (13. Hannover), Dr. Boeckel (Widder Antisemit) (5. Saßel), Pauli (Sp.) (5. Potsdam), von Kleinschadow (cons.) (4. Oöslin), Graf von Manteuffel (dconf.) (16. Frankfurt a. O.), Graf von Carnier (dconf.) (1. Breslau) werden für gültig erklärt.

Auf Antrag des Abg. Spahn werden die Wahlprüfungen der Abgg. Bamhoff (natl.) und Colbus (Eis.) von der Tagesordnung abgesetzt.

Die Wahlen der Abgg. Stroß (dconf.) (8. Saßel), Wieslitz (natl.) (8. Potsdam), Dr. Sammacher (natl.) (6. Düsseldorf) werden für gültig erklärt.

Es folgen mündliche Berichte der Commission für die Petitionen. Eine Petition, betr. die Währungsfrage, beauftragt die Commission dem Reichskanzler als Material zu überweisen.

Abg. v. Kardorff erklärt, daß in den letzten Tagen der englische Minister Balfour im englischen Unterhause sich in Widerspruch mit der Erklärung des deutschen Reichskanzlers gesetzt habe. England sei nach der Erklärung gern bereit, die englischen Münzstätten zu öffnen. Jemandem müßten also Mißverständnisse obwalten, keine Partei müsse sich vorbehalten, den Reichskanzler nach dem Wortlaut der zwischen England und Deutschland gepflogenen Verhandlungen zu interpretiren.

Abg. Dr. Barth (freif. Sp.) constatirt aus dem englischen Wortlaut der Erklärung Balfours, daß zwischen ihm und der Erklärung des Reichskanzlers nur ein geringer formaler Unterschied bestehe. England würde die Frage der Öffnung der indischen Münzstätten in Erwägung ziehen, wenn ein anderer Staat die Initiative in der Währungsfrage ergreifen würde. Das Ergreifen der Initiative

Persönliche Erinnerungen an den Weberaufstand des Jahres 1844.

Wir geben in den folgenden Aufzeichnungen, die uns freundlichst zur Verfügung gestellten Erinnerungen eines ehemaligen Webers an jene schwere Zeit der Noth möglichst mit all den Mängeln und Schreibfehlern des Originals wieder, um der Schilderung nichts von der Ursprünglichkeit und charakteristischen Besonderheit zu rauben, die der Ausdrucksweise des schlichten Mannes aus dem Volke ihren eigenen Reiz und das Gepräge ehrlicher, wahrheitsliebender Uebersetzungstreue aufzudrücken pflegt. Es heißt also dort:

Es handelt sich um die damalige Revolution 1844 in Peterswaldau und Langenbielau. Da letzteres meine Heimat früher war, und ich in diesem Jahre formirt worden bin, habe ich dies alles selbst miterlebt als 14-jähriger Knabe. Meine Eltern hatten kleines Eigenthum in einer Kolonie, 1/4 Stunde von Langenbielau, wir waren da Einzelpart, ich war auf dem Felde beschäftigt, und sah auf einmal joviell Kenten nach Langenbielau zu strömen, ich werfe meine Kartoffeln hin und laufe mit, und als wir ins Dorf kamen, ging alles drunter und drüber, und bei mehrere Fabrikanten sah es ganz gefährlich aus. Da war keine Fensterläde ganz, sogar die Kreuze waren vielfach demolirt und es hingen noch Fäden von Waren und Garne, die durch die Fenster auf die Straße unter Publikum geworfen wurden und von diesem stets fortgeschleppt wurden. Die Rebellen waren von Peterswaldau und Umgegend nach Langenbielau gekommen, nachdem sie dort zuerst bei die Gebrüder Zwanziger, die dort das Größte Etablissement in Porzellan und Culturbranche besaßen, die Rebelle angefangen. Nach dem dort das Zerstörungswerk beendet, und nach bei einigen anderen Fabrikanten kamen sie dann nach Langenbielau. Es hatte sich immer mehr Volk angesammelt, und bei Andritsch und Gilbert, für welches Geschäft auch wir auf 3 Stühle arbeiteten angefangen. Als sie da fertig waren, ging beim Fabrikant Ernst, welcher sich aber gültig durch Geldgeschäfte verhalten hatte, dann waren sie beim obersten Dierich gemacht, und hatten da furchtbar gehaßt, es waren 2 Gebrüder Dierich, der oberste und der niederste, welche die größten Fabriken besaßen, aber jeder für sich, der, alte, weiß nicht, ob das noch ist. Das Dierich'sche Fabrikat war unter dem Publikum und sollte beruhend wirken, hatte aber kein Glück gehabt. Beim obersten Dierich war es zu einem Kampf zwischen Bielauer und den Fremden gekommen, die Fremden mußten reißaus nehmen. Als da alles demolirt war, machten die Bielauer beim niedersten Dierich und hatten da belohnung für vertreibung der Fremden verlangt. Der Besitzer hatte sich aber verzogen, und dann waren sie wählend geworden und das Zerstörungswerk ging von neuem los und währenddem kam dann eine Abtheilung Militär, welche schon von Peterswaldau aus, von Schweinitz herbeikam. Die nahmen dann vor dem Dierich'schen Palast an's Werk. Der Kommandant wollte in Güte das Volk zum Stillstand bewegen, es war aber nicht möglich, und so mußten denn die Bielauer das Bad ausstecken. Als das erste mal geschossen wurde, war ich gerade über auf der andern Seite über dem Fluß, welcher durch ganz Langenbielau fließt. Ich bekam Angst und so schnell ich konnte floh ich mit anderen zusammen hinter das nächste Haus. Es waren ein ganz theil erschossen und verwundet, es wurde 3 mal geschossen längere Zeit, als es nachließ, soll die Munition alle geworden sein. Da Blut aekessien, war das Volk wüthend geworden, und alles härmte auf das Militär ein, sogar Frauen warfen mit Steinen nach dem Militär, welches sich entfernen mußte. Das Volk hatte dann zu thun mit die Todten und Verwundeten, und der Reststand hatte ein Ende. Ich lief dann immer auf zuhause zu, und erst am andern Tage ging ich wieder, um den Zustand zu besehen. Es sah furchtbar aus bei die 3 Fabrikanten, besonders bei die Dierige, aber noch schrecklicher war es, wo die Verwundeten lagen. Der Kaufmann Hentschel hatte zwei große Zimmer hergegeben, die laien voll, und nicht weit davon war das Gemeindehaus, da lag auch alles voll. Es waren viele getroffen worden, die gar keine Arbeiter waren. Nicht weit davon, wo ich Zuflucht gesucht, war der einzige Sohn von einem kleineren Fabrikanten Volenski, der zu seiner Hundstube heraufkam, von einer Kugel durch den Kopf getroffen und war sofort todt, ebenso fielt ein Knecht des Nachbarn des Herrn Dierich über die Gartenmauer, da kommt eine Kugel und streckt ihn todt nieder. Das Militär muß in die runde gehoffen haben, denn überall waren Leute getroffen, sogar durch die Fenster waren Kugeln in die Nachbarhäuser gedrungen. Hier lebt noch ein alter Zimmermann, welcher als Soldat mit dabei war. Den Tag darauf hat das Militär wieder und hinterher Abtheilung geschickt.

worden, sogar welche mit Festung bis zu 7 Jahren. Die Zustände wurden auch dann nicht besser nach der Revolution. Die armen Weber waren ebenso gedrückt, als früher, und nachdem dann welche eingekerkert waren, hat immer noch einer den anderen verathen. Für diejenigen armen Weber welche nur die leichteren Waaren machen konnten, kleine Wohnungen hatten, und nur auf 1 bis 2 Stühle arbeiten konnten, war es fast unmöglich sich den Hunger zu stillen. Wir hatten 3 Stühle gehn, und unser Eigenthum und mehrere Morgen Land, und es ging trotzdem nur armfelig. Auf einem Stuhl machten wir Futterparchen, den gab ich die erste Lehrzeit gemacht, und wir bekamen für 60 Ellen 1 Mt. 50 Arbeiterlohn. Da mußte schon tüchtig von früh bis spät gearbeitet werden, wenn die Woche 2 Schol 4 60 Ellen fertig werden sollten. Dann wurde die Waare geliefert, und vom Dachhalter genau durchgeblättert, fanden sich Fehler vor, gab es tüchtig Auspaule oder gar Abzüge, und beim liefern ging immer 1 Tag verloren. Dann mußte die neue Kette erst aufgebracht und an die alte Troddel wieder Fäden für Fäden angedreht werden. Dann war wieder ein Tag vorbei, dann mußte immer ein Spuler mit arbeiten für diesen Lohn. Wenn zwei Weber tüchtig arbeiten, so hat ein Spuler vollauf zu thun, und die Spulen fertig zu machen. Wenn nun ein armer Weber, der nur auf ein oder zwei Stühle solche Arbeit machen muß, und davon noch Miete und Heizung haben muß, wie sollen die Leute auskommen und nicht sterben. Dann kommt es oft vor beim liefern, daß das Komtor voll steht, und geht dann oft 1/2 Tag verloren, ehe einer abgefertigt wird, und dann auch noch Abzug. Da muß man sich mal in solche verlegen, ehe man die armen Weber verurtheilen will. Ich bin ja nicht lange bei der Arbeit getrieben, sondern habe bessere Arbeiten gelernt, wo ich dann mehr verdienen konnte. Später ging ich in die Fremde und bin dann nicht mehr in meine Heimath zurückgekehrt.“

Nachwort der Redaction. Der Roman des Hauptmann'schen Dramas wird aus diesen Aufzeichnungen mit Staunen sehen, wie treu der Dichter in seiner Schilderung dem geschichtlichen Thatbestand gefolgt ist. (Das Volk.)

